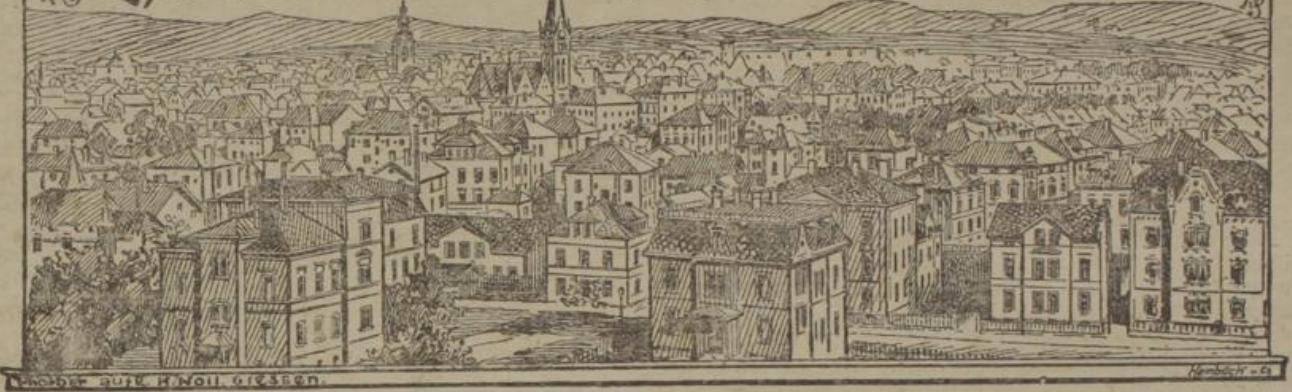


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Er stand plötzlich auf, kreuzte die Arme über der Brust und ging mit langen, schleppenden Schritten, die der Teppich lautlos machte, durch das Zimmer, in sich versunken und wie im Gespräch mit sich selbst. „Das ist das Geheimnis, junger Freund, das Geheimnis, wie man die Menschen in Wahrheit beherrscht: man beherrscht sie, indem man sich von ihnen nicht beherrschen läßt, indem man sie nicht beachtet. . . Es wird Leute geben, die Ihnen sagen werden, daß Sie, um wieder glücklich zu werden, Ihre Tat bereuen müssen, um sich durch diese Reue die Verzeihung Ihrer Mitwelt zu eringen. Das ist Unsinn. Reue freut wohl die Menschen, wie sie alles Leid freut, das ein anderer erduldet, aber sie bringt sie niemals dahin, zu verzeihen. Wer bereut, bleibt für sie ewig der, der Ursache hat, zu bereuen. Sie verzeihen nur dem, der ihnen zeigt, daß er sie weder haßt noch liebt, daß sie ihm vielmehr gleichgültig sind. Dem laufen sie nach, dem drängen sie sich auf, so sehr, daß er, um sich vor ihnen zu schützen, sich, wie ich, von der Außenwelt abschließen muß!“

Er blieb vor Reizner, dessen Blicke mit plötzlich aufgebrochener Härlichkeit an ihm hingen, stehen und legte ihm die kalte Hand auf die Schulter. „Gehen Sie und versuchen Sie so zu sein, wie ich Ihnen sage. Nur vergessen Sie nicht, daß eine große Kraft dazu nötig ist, eine Kraft der Selbstbeherrschung, die nie versagen darf, keinen Augenblick. Zeigen Sie nie, daß Sie leiden, zeigen Sie auch nie, daß Sie sich freuen: bleiben Sie unter allen Umständen kalt, Schmeicheleien wie Beschimpfungen gleichermaßen unzugänglich. Ziehen Sie eine große Mauer um sich, hinter deren Schutze es Ihnen leicht werden wird, zu lächeln, wie immer man Ihnen auch begegnet. So werden Sie unverletzlich. Und so bekommen Sie die Menschen in die Gewalt. Denn jedermann hat nur zweierlei Möglichkeiten: die, zu herrschen, und die, beherrscht zu werden. Und der, der herrschen will, muß sich vor allem selber beherrschen!“

Er brach ab, ging die Wand entlang und schien in den Anblick zweier Aquarelle versunken, scheinbar mit dem, was er gesagt hatte, nicht mehr beschäftigt.

Mitten in dieser seiner flüchtigen Zerstreung aber stellte er, ohne den Kopf von den Bildern zu wenden, jäh die Frage: „Nun, wofür haben Sie sich entschlossen?“

„Für beides,“ antwortete da Reizner laut und wie befreit.

Der Justizrat schnellte herum. „Was heißt das?“

„Das heißt, daß ich die Stadt verlassen werde, ohne doch zu fliehen.“

Reizner erhob sich, streckte sich und lachte. „Herr Justizrat, ich danke Ihnen. Es war eine wertvolle Stunde, die Sie mir geschenkt haben. Ich danke Ihnen nochmals. Und ich werde das, was Sie mir gesagt haben, nie vergessen.“

Der Justizrat betrachtete ihn spöttisch. „Was gedenken Sie zu tun?“

„Ich will von hier fortgehen. Aber weder Furcht noch Scham treiben mich fort, nein. Ich traue es mir jetzt zu, hier zu bleiben, nach dem, was ich von Ihnen gehört habe. Aber ich denke mir, daß ich nach den Grundsätzen, die Sie mir entwickelt haben, in der Fremde viel schneller vorwärts kommen kann. Und mir eilt es. Denn ich muß wieder von vorn anfangen, ganz von vorn.“

„Ja, ja,“ nickte der Justizrat, „ich begreife Ihre Eile.“ Reizner ergriff seine Hand. „Nochmals, Herr Justizrat, meinen Dank!“

„Wofür?“ fragte der Justizrat, indem er seine Hand zurückzog.

„Für Ihre Freundschaft.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Sie täuschen sich. Ich bin nicht Ihr Freund. Nicht Ihr, noch der eines anderen. Viel eher bin ich vielleicht Ihr Feind.“

„Mein Feind?“

„Der Ihre und der aller anderen. Und vielleicht beneide ich Sie, indem ich Sie so gehen lasse, nur für meine Zwecke. . . Oder werden Sie nicht Unheil anrichten, indem Sie so handeln, wie ich Ihnen geraten habe? . . . Überlegen Sie es sich wohl! Mir kann es gleich sein. Denn ich hasse die Menschen. Ja!“

Reizner starrte ihn, der mit einem Male aus sich herauszuwachsen schien, wie eine Erscheinung an.

Doch der Alte wies mit der Hand auf die Tür. „Gehen Sie jetzt,“ sagte er zornig, „ich kann Sie nicht brauchen!“

6. Kapitel.

Als Reizner wiederum auf die Straße trat, fühlte er, daß er sich in vielem gewandelt hatte.

Eine heiße, überhäumende Freude war in ihm, die sich um seine Sinne wie ein leiser Hauch legte. Und aus seinem Herzen quoll eine junge Kraft, eine Kraft, mit der er sich selber fühlte, die ihm bewies, daß er wohlgerüstet an einem neuen Abschnitt seines Lebens stand.

Er war voller Ungeduld. So vieles in seinem Leben war gut zu machen, so viele Fehler und Irrtümer waren auszuwischen, so viele verpaßte Gelegenheiten nachzuholen, daß er wahrlich Eile hatte, damit zu beginnen. Gerade jetzt war es noch Zeit. Jetzt, wo er eben davor stand, sein Leben neu einzurichten, — leidenschaftslos, mit Verstand und kühler Berechnung.

Denn gerade dieses eine war es, dessen Mangel bisher seinem Glück im Weg gestanden hatte: Kälte!

Wie dumm und primitiv war es doch im Grunde, zu glauben, daß man seine Mitmenschen entweder lieben oder hassen müsse. Beides, Liebe ebenso wie Haß, machte befangen, und darin, daß der Mensch befangen war, lagen alle Wurzeln seiner Niederlagen und Irrtümer. Nur wer innerlich kalt war, durfte hoffen, zu herrschen, weil er ja der

einzigste war, den Gefühle und Vorurteile nicht in Fesseln legen konnten. —

Reisner sprang in ein Auto und ließ sich in das Geschäftsviertel fahren. Vor einem der riesenhaften Kontorbauwerke ließ er halten. Der Paternosterauszug brachte ihn in das vierte Stockwerk. Dort läutete er an der Tür eines großen Kontores.

Als er eintrat, ging eine Bewegung durch die Reihe der Angestellten. Reisner lächelte spöttisch, denn er sah, daß man ihn erkannte. Er wandte sich an einen der Buchhalter mit der Frage nach dem Geschäftsführer. Der Mann errötete stark, verbeugte sich ungeschickt und öffnete ihm eine Tür.

Während Reisner die Schwelle überschritt, freute er sich im voraus des Eindrucks, den sein unerwartetes Erscheinen hervorrufen mußte. Niemand nämlich ahnte, daß ihm ein Jahr seiner Strafe im Gnadenwege erlassen worden war. Er mußte allen, die ihn so unvermutet sahen, wie ein vom Tode Auferstandener erscheinen.

Die Wirkung, die er erzielte, war in der Tat enorm: Sigmund Lautenbach, sein Geschäftsführer, starrte ihn wie einen Geist an, — mit offenem Mund, aufgerissenen Augen und unfähig, ein Wort zu sagen.

„Nun,“ sagte Reisner, indem er in die Mitte des Zimmers trat und so tat, als sei er kaum acht Tage vom Geschäft fern gewesen, „hat es Ihnen den Atem verschlagen?“

Er lachte kurz auf, warf sich, die Arme über der Brust kreuzend, in einen Stuhl und sah sich flüchtig in dem Raum um, der früher jahrelang seine eigene Arbeitsstätte gewesen war. „Ich will Sie heute nicht lange aufhalten,“ fuhr er fort, sich an der Bestürzung des anderen noch immer weidend. „Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu zeigen, daß ich wieder da bin: gesund, munter und ungebrochen. Und um Ihnen zugleich zu sagen, daß es trotzdem meine Absicht ist, sehr bald wieder von hier wegzugehen, — und zwar für immer.“

Erst jetzt fing der Geschäftsführer an, sich allmählich in die Lage zu finden. Er stammelte eine Begrüßung, von der er freilich allzusehr fühlte, daß sie zu spät kam und daß sie zu gezwungenem Klang, als daß er es noch hätte wagen dürfen, dem Mann, der unter einem sein Chef und ein entschlossener Sträfling war, die Hand zu reichen.

So half er sich damit, daß er nach einigen einleitenden Verlegenheitsworten sogleich daran ging, in knappen Umrissen ein Bild vom Stande des Geschäftes zu entwerfen. Und das gab ihm nach und nach seine Sicherheit zurück, denn er hatte nur Erfreuliches zu berichten. Das Vermögen Reisners hatte sich in den verflossenen vier Jahren wesentlich vermehrt.

Reisner hörte ihm aufmerksam zu. Keine Geste, kein Zug in seinem Gesicht verriet, was in ihm vorging, was er dachte. Immer hörte er die Mahnung des Alten: Zeigen Sie nie, daß Sie leiden, zeigen Sie auch nie, daß Sie sich freuen: bleiben Sie unter allen Umständen kalt! Und er sah, daß es gar nicht so schwer war, sich zu beherrschen, sich dem Einflusse der Persönlichkeit eines anderen zu entziehen und sich auf diese Weise überlegen zu zeigen, wenn man nur an die Nichtigkeit des Standpunktes, den man einnahm, innerlich fest glaubte. Und daß er diesen Glauben hatte, diesen Glauben an sich selbst, das fühlte er jetzt.

„Sie machten mir,“ nahm Reisner, nachdem der Geschäftsführer mit seinem Bericht zu Ende war, das Wort, „als ich vor vier Jahren von hier weggehen mußte, einen Vorschlag. Sie sprachen damals, wenn ich mich nicht irre, davon, daß Sie die Mittel besäßen, mir mein Geschäft, von dem Sie damals nicht annahm, daß ich es würde weiterführen wollen, abzukaufen. Ich lehnte damals auf Anraten meines Anwaltes ab... Nun, wie denken Sie heute darüber?“

Der Geschäftsführer war von dem Glücksfall, der sich ihm da plötzlich bot, auf das höchste überrascht. „Sie wollen... wirklich... verkaufen?“ fragte er.

„Ich trage mich mit dem Gedanken, ja wohl.“

„Und Sie denken dabei... wirklich... an mich?“

Reisner nahm den zitternden Unterton der Stimme wahr. Dieser heimliche Ton war ein demütiges Sichbeugen vor ihm, der, solange er über Reichthümer verfügte, auch die Macht behielt, andere von sich abhängig und sich dienstbar zu machen. „Ich denke an Sie,“ sagte er ruhig, „ja, gerade an Sie. Denn es ist mein Wunsch, an dem Geschäft als stiller

Teilhaber auch fernerhin beteiligt zu sein, mit größerem Kapitalien, die Ihnen, als einem Anfänger, wohl doppelt willkommen sein werden.“ Er sah den Geschäftsführer voll an.

Der sprang auf und streckte Reisner zögernd die Hand entgegen, so, als fürchte er, dieser könne sie zurückweisen. Und Reisner schien sie in der Tat nicht zu bemerken, so daß jenem nichts anderes übrig blieb, als sie schüchtern wieder zurückzuziehen, wobei er, beschämt und unsicher, murmelte: „Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen sehr!“

Doch Reisner schüttelte den Kopf. „Es ist nicht nötig, daß Sie mir danken, denn das, was ich Ihnen vorschlage, ist ein nüchternes Geschäft, bei dem ich vor allem meinen eigenen Vorteil im Auge habe.“

Und er entwickelte dem anderen die Grundzüge, nach denen er einen Vertrag mit ihm zu schließen gewillt war.

Die Bedingungen, die er stellte, waren hart und gingen bis an die äußerste Grenze dessen, was ein Gesellschafter sich bieten lassen konnte.

„Wollen Sie?“ fragte er, nachdem er seine Erklärungen mit einem kalten Raffinement abgegeben hatte, das dem Partner die künftige Abhängigkeit offenbar bis ins letzte Detail zum Bewußtsein zu bringen wünschte. „Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

Zum ersten Male in seinem Leben kostete er den Genuß aus, aus einem Menschen, der sich nicht wehren konnte, das Beste herauszupressen.

Der Versuch, der völlig gelang, hinterließ ein prickelndes Gefühl der Befriedigung in ihm. Er war gleichsam ein Prüfling für die Kraft seines Willens, die, wenn er sie nur in der Kälte seines Herzens stählte, noch wachsen würde.

Noch in der gleichen Stunde wurde der Vertrag aufgesetzt, in zwei Exemplaren ausgefertigt und von beiden unterschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Thoma und der deutsche Krieg.

Tiefempfundene Worte der Altersweisheit zu den Ereignissen, die heute die Seele des Deutschen bewegen, schreibt Hans Thoma, dessen Lebenswerk soeben durch die Verleihung des Ordens Pour le merite die verdiente Ehrung fand, in einem kleinen Buche, das er unter dem Titel „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele“ bei Eugen Diederichs in Jena veröffentlicht. Der Urmmeister kennzeichnet die Voraussagen, die er in 12 Kapiteln niederlegt, zum Schluß selbst mit folgenden Worten: „Möge man diese Aeußerungen ansehen und gütigst aufnehmen, als wie von einem der „Unbefugten“ gemacht, denen der Eintritt verboten ist, der neugierig vor dem Bretterverschlag steht, hinter welchem Abbruch und Ruinerrichtung eines Riesenhauses vor sich zu gehen scheint, von dem er den fürchterlichen Lärm hört, aber nicht weiß, was er davon denken soll; der aber alles Betreten hat, daß gute Baummeister das Werk leiten, die da wissen, daß sie nicht anders bauen können, als nach den Gesetzen der Ordnung, welche der ewige Bauherr der Welt von Anbeginn bestimmt hat, — nach dem Sinn der Ordnung, dem alle Völker sich fügen müssen, der Ordnung, die er selbst dem Menschengeschlecht gesetzt hat, die die Menschen folgen müssen, ohne die sie nicht bestehen können. . . Vielleicht wird man fragen: Wer ist denn der Baumgast, der dies geschrieben hat? Und wenn ein geistiges Holzgerüst nach der Berechtigung hierzu fragen sollte, so ist vom Notariat der Seele beurlaubt und in ihr Wanderbuch eingetragen, was die Seele hierüber zu sagen weiß:

„Ich komme aus der Ewigkeit.

Frühling war's, dann heiße Sommerzeit;

Der Herbst bracht' Frucht und Blätterfall

Und wilder Stürme Widerfall.

Nun ist kühl der kalte Winternebel da,

Er hält in Eins, was fern und nah;

Nich' decht das Schneerath der Vergessenheit.

So fahr' zurück ich wieder in die Ewigkeit.

Und von diesem unberrubaren Glauben an den tieferen Sinn des uns so grausam erscheinenden Schicksals, das das heutige Geschlecht erleben muß, zeugt jede Zeile in Hans Thomas' schlichtem Büchlein, mag er von der Sehnsucht der Menschenseele nach ihrer himmlischen Heimat und von dem Gewissen, von dem Rätsel des Seins, von der läuternden Kraft des Leidens oder von der Erhebung im Gebet sprechen. Alle diese Gedanken aber werden auf den Krieg bezogen, der jetzt im Mittelpunkt unseres Erlebens steht. Ueber die Not des Augenblicks hinaus, die er so tief empfindet und so ergreifend ausdrückt, erhebt sich Thoma in seiner Betrachtung zu höherer Breite, von der er den Krieg als eine Prüfung ansieht, aus der ein Volk gereinigt hervorgeht und sich in seiner vollen Notwendigkeit für den Bestand des Menschengeschlechts erweisen muß. In diesem Zusammenhang legt er, der deutscheste der heutigen Künstler, ein wundervolles Bekenntnis für sein Deutschland ab. Er schildert

zunächst Michels Friedfertigkeit, für die die Bispekkappe immer als Symbol gegolten, und zeigt die Kraft, die trotzdem in ihm wohnt, und fährt dann fort: „Diese harte Zeit ist eine schwere Prüfung, ob wir die Eigenschaften haben, die den Bestand eines Volkes verteidigen, ob wir vor Gott und der Welt als Volk bestehen können. Die Not ist plötzlich über uns gekommen, daß die Haupt-eigenschaft, die ein Volk nur einmal haben muß, wenn es bestehen will, die Wahrsamkeit, schon vorhanden sein mußte, die Tapferkeit, die Treue, der trottige Mut, nicht nur für sich, sondern für seine Volksgenossen sich gegen eine Welt von Feinden zu behaupten; das ist es, was den Kampf adelt, ihn aus der niederen Mordgier zum Heldentum erhebt. Aus der Tiefe der Volkseele traten diese Eigenschaften hervor, stärker, als wir in der Zeit des übigen Friedens erwarten konnten. Aus unbekanntem Tiefen, aus unermessenen Zeiten trauten diese Tugenden hervor; sie sind Volksgut; wir haben sie ererbt, man erkennen wir sie wieder und nehmen teil an ihnen; jeder kann empfinden, wie seine Seele mit der gemeinsamen Seele des Volkes, die aus dem Zeitlosen herkommt, verbunden ist. Schon führten viele, daß wir zu einem Volk der ewigen Reider und Mördler gesunken seien, zu Splitterrichtern, verwirrten Kritikern, Neftphabern voll Hochmut und zu Spöttern geworden seien. Spötter führten das Wort und verletzten alle noch vorhandenen Spuren, die zeigten, daß wir ein Volk von Helden und Heiligen sein sollten und könnten. Der Sturmwind des Krieges hat viele Nebel des Gedächtnisses hinweggefegt, und das Deutlichkeit erziehen wieder in seiner glänzenden Herrlichkeit. Wir haben Wunder erlebt, die aus tiefer Not uns aufstehen ließen. Wir haben wieder Helden gesehen, die den Krieg redertigen, die uns das Wunder des Opfertodes offenbaren. Man denkt und starrt, und wohl mancher reden auch mit heiligem Ernst darüber, wie aus dieser nothaften Zeit heraus das Volk, die frange Menschheit, die eine Erblast wie eine Skauld mit sich schleppt, in einen glücklicheren Zustand geraten könnte. Wir stehen vor den tiefsten Problemen der Menschheit. In was mag das Glück eines Volkes wohl bestehen? Vielleicht doch nur darin, daß es seiner Wesensart entsprechend sein Dasein hat, daß es überhaupt da ist. Für seinen Bestand setzt ein Volk sein Leben ein; jeder einzelne tritt in den Kampf und ist zum Opfertode bereit; denn es handelt sich im tiefsten Grund nicht um das Glück, sondern um das Dasein, um die Erhaltung des Volkes. . .“

Die Söhne.

Von Peter Scher.

Sonntagabend auf dem Bahnhof. Drei Viertelstunden vor ber
Menschenmassen „stehn“ Bilette.
Vor mir ein eleganter Jüngling. Zur Seite eine Lady, die ihm zuzieht:
„Fredy — selbstverständlich Erster!“
Fredy nimmt erster Klasse.
Ich neugierig und auf Sensationen bedacht — auch hinein!
Wer ist Mon erster Klasse gefahren?
Verächtliches Schweigen. Verstehe!
Aber es hat was! Teufel auch!
Note Blüdmöbel. Spiegel — und so.
Doch das ist nichts. Alles ist: Die Stimmung, der Ton, das Millidh.
Teufel! Teufel!
Wo ich hinein; stolpere über den Hund der Lady.
Feines Tier. Blendheim-Spaniel — zweitausend Emm.
Lady sieht mich an . . . ber; wie hoch Menschen stehn können, daß sie so blicken müssen! Kalt, eisfalt!
Fredy, guter Kerl, hat Mitleid, lächelt — fast herablassend.
Ich — ihm gegenüber . . . Lady, neben mir, rückt leicht ab.
Drei ganz junge Gents auf den Polstern. Alle in vornehmer Haltung — höchst vornehm.
Wenn ich das Bein ausstrecke — natürlich, wie Gott es gemacht hat, sehn mich alle an — betroffen, strafend, ungewiß.
Die jungen Gents am ungewissen.
Ich schleudere die Mäde mit einer Sicherheit von meiner Zigarette . . . Ich grinsie hin und wieder auf eine Art . . . hm.
Sie beobachten von der Seite — sind auf dem Spring, alles nachzumachen, verharren, von Zweifeln gequält, mit Blick nach Lady.
Das Problem ist: bin ich vielleicht doch der vornehmere — obgleich?
Die Lady ist sicher. Kontrolliert Fredy. Fredy hat Ansätze, sich Blößen zu geben.
Sagt: „ . . . wo wir Tee getrunken haben . . .“
Worauf sie: „Ach ja — wo wir den Tee genommen haben.“
Sie hält die Beine übereinander. Linke Handschuhstulpe ist umgeschlagen — totschid; umbehandelte Hand hält spannlange Zigarettenstippe aus blankem Glasstein; Keiner Finger weit abgebogen; langer, zugespitzter Nagel. Als die Zigarette ausgegandt ist, bläst sie durch die Spitze; Rest sitzt festgeklemmt.
„Bitte — Fredy!“ sagt Lady müde.
Fredy: hoch, erfasst die Spitze, nimmt aus der Westentasche

— einen Zahnhocher, stoßert den Rest fort, reicht Spitze in verbündlicher Haltung zurück.

Lady gähnt.
Die jungen Gents verfolgen atemlos die Vorgänge. Augen funkeln. Wehrauch von Bewunderung über rotem Blüsch. Ehrfurchtschauer.

Ich werfe mich zurück, daß die Beine hochstiegen, lache — wiehernd wie ein Pferd.

Fredy, Lady, Gents sind starr, fassungslos, umgeschmissen. Sogar Hund, Blendheim-Spaniel, zweitausend Emm, gloyt erschälttert.

Ich richte mich auf, fasse Fredy ins Auge, fest — mit einem Menschenschild — von oben bis unten, durch und durch — daß er zusammensackt, errötet, rutscht.

Mein Blick sagt:
Fredy! Dein Vater ist Naent in Lebensmitteln!
Du hilfst ihm im Geschäft! Keine Widerrede! Du möchtest in der Nase bohren und nach dem Geruch die Zähne lutschen — — — warum plagst du dich, vornehm zu werden!

Du gehörst gehauen, Fredy, Gentleman — Gent Lehmann, — bis du wieder ein Alfred bist, ein Alfred Lehmann. Wegtreten!

Und ihr jungen Gents! Aus euren Augen sehe ich nur eine Sehnsucht funkeln —: die: einen Vater zu haben, der es versteht, den Frauen und Kindern der Soldaten drauhen den letzten Bissen vom Munde wegzureißen, um ihn für zehnfachen Preis an Gutgestellten zu verschachern!

Das habt ihr, während die ungeheueren Schlachten donnern, in euren jungen Seelen als Gewinn dieser großen Zeit empfangen. Legtes Ziel: eine Stunde erster Klasse . . .

Fredy, von meinem Blick enthüllt, ist klein geworden. Ich sag' es ja: er ist im Grund ein guter Kerl.

Aber die Lady!
Sie ist hochgepufft, blizt mich an, durchbohrt Fredy, faucht:
„Sag' dem Herrn, daß er dich nicht fixieren soll!“

Und, Teufel auch, Fredy geht los, schnelkt auf, schnarckt:
„Was erlauben Sie sich . . . wir haben erster Klasse besaht!“
Der Zug rollt. Ich bin geschlagen. Die Jugend triumphiert. Die Jugend triumphiert.

Hinde.

Von Ilse Reich.

Wie eine vergessene Krone, bunt und spizig, liegt das litauische Städtchen auf einem Hügel inmitten der weiten, reichgewellten Landschaft. Grün, rot, blau und golden aber kalkweißen Mauern ragen seine Zwiebelkuppeln und Kirchtürme gen Himmel; die griechischen Kirchen der Weißrussen, die römischen der Polen, die Moschee der Tartaren und die Synagoge der Juden. Die Synagoge sieht immer die meisten Andächtigen, denn von den achttausend Seelen, die das Städtchen mit den vielen niederen bunten Häusern beherbergt, zählen sich über sechseinhalbtausend zu dem auserwählten Volke Jehovas. Wie vor Jahrhunderten schon liegt dies kleine Mo'atland des Ostens verloren in der litauischen Weite — und doch ist es anders geworden; weiße Taubenschwärme haben sich auf den Dächern da und dort niedergelassen — weiße Taubenschwärme von Porzellanisolatoren, deren Kupferfäden nur das Städtchen mit aller Welt verknüpfen, und auf dem großen, schrägabfallenden Gwärt des Marktplatzes mit der flachen Tuchhalle in der Mitte, schallt der Tritt selbstgrauer Teufel. Die Töchter Israels, die tagsüber trägt vor den Auslagen ihrer winzigen Läden hocken und am Abend schon gepußt und schwabend mit den Freundinnen auf und nieder promenieren, die Töchter Israels wenden den Kopf nach ihnen, und die dunklen, asiatischen Augen. Die Deutschen winkeln ihnen zu — denn man kennt sich, wenn man zwei Jahre lang in denselben engen Mauern beieinanderwohnt und man wird Freund miteinander. Die dort über den Markt geht, mit einem grellblau quadrierten Kleide, das ist Hinde. Sie geht, mit einem geduckten Lächeln die schlanken, großen Offiziere grüßend, denn sie kennen sie alle, die schöne Hinde, seit der blondbärtige deutsche Maler, der hier haust, sie mit seinem Köstlichst gezeichnet hat: das flache, breite Gesicht mit dem eisförmigen Uebergang der Schläfen in die Wangen, die langgezogenen, etwas traurigen Augen unter schweren Lidern und flachbogigen Brauen, die gekrümmte Nase und den etwas spöttischen, etwas selbstzufriedenen Mund mit den geschwungenen Lippen. Ein Kopf, noch irgendwie tierhaft und nicht eigentlich schön, — aber von reiner, ausgeprägter Klasse. Hinde wird purpurbunzel bis zu den kupferfarbenen Haaren, als sie ihn grüßt, den Rittermeister mit den vergilbtenmündblauen Augen, die so blau sind, wie sie noch nie Augen gesehen: blau wie die Türkisen in ihrem Schmucke, aber auch so undurchdringlich und so hart! Drei Jahre sind es her, seit ihr Bräutigam mit den Russen in den Krieg gemußt und sie nie wieder ein Wort von ihm gehört, — damals war sie ein ahnungsloses Kind, und jetzt — jetzt ist sie erwachsen und hat zwei Jahre lang unter den deutschen Männern gelebt — keiner ihrer jungen Stammesbrüder blieb zurück, nur die Alten und Mißgestalteten, die laut durcheinander pörrend und gesüßelnd in dem Synagogenhaus ihren Talmud lernen.
Sie geht schen und geduckt durch die Straßen, denn die Schriegermutter und der Rabbiner, denen Moses Gesetz ein un-

hört weitareifendes, brutales Kontrollrocht über die Braut zuschreibt, wachen argwöhnlich über sie.

Der Rittmeister lacht, wenn er das Jiddisch in der Kinderschule hört, und sagt, er könne es gut verstehen; denn es sei ja eine deutsche Sprache, die die Juden damals von ihnen mitgenommen hätten. — Wenn Hinde im jungen Sonnenbrand vor ihren Auslagen auf dem Marktplatz sitzt, aräbelt sie darüber nach: vor bald sechshundert Jahren, so erzählte es ihr der Rabbiner, haben diese grausamen Deutschen, als die Pest ihre Länder heimuchte, den armen Juden Schuld gegeben und sie erbarmungslos davongetrieben, mit Kindern und Greisen, weiter und immer weiter ostwärts, bis sie endlich hier, weit, weit fort, unter den Polen, unter der Krone des Zaren eine Stätte finden durften. — Und jetzt — Hindes Blicke unter den schwarzen Lütern besuhen sich — jetzt sind diese Deutschen gekommen und haben Fuß für Fuß, weit, weit, bis hierher, mit ihrem Blute den Boden erobern müssen, über den die Juden damals gestoben sind, haben mit ihren blonden Weibern das Land besetzt und erworben, in dem jetzt sechs Millionen Kinder der von ihnen vertriebenen Söhne und Töchter Israels wohnen! Gerechtfertigt ist der Herr.

Hinde denkt an die Geschichte von Judith und schüttelt den Kopf: nein, sie haßt die Deutschen nicht, unter denen sie erwachsen geworden ist — sie denkt an Drüben, an das Heimatland der Deutschen, wo ihr Volk nicht, wie in Rußland, mißachtet und geknockt ist, sondern geehrt und geachtet, und, man hat es ihr erzählt, wo es vorkommen soll, daß blonde Barone, wie der Tragonerleutnant mit schweißgeßenen Mägenband über dem pfirsichfarbenen, gebräunten Gesicht, ihren Schwestern die Hand fassen und sie zu Tische und zu Tante führen — ganz wie ihre eigenen Frauen. — Und manchmal, wenn Hinde den hochbeinigen, schmalhäufigen Gestalten der Deutschen nachblickt, bekommt sie Sehnsucht nach der Heimat vor sechshundert Jahren. Die Schwiegermutter ist argwöhnlich. Ein unwissendes Kind war die streng behütete Hinde, als der Krieg kam, — nun ist sie erwachsen, in zwei Jahren erwachsen unter den fremden, deutschen Männern, — die alle zwei Jahre lang ihre Frauen nicht mehr sahen.

Ach, wie könnte Hinde sich vergehen gegen das grausame jüdische Gesetz, den Ehren und ihrem Stamme Schande bringen — verstoßen und gedächt würde sie — und wäre doch nur freundlich geduldet von denen drüben, den einzigen Männern, die ihre Jugend kennt. . . . Heimathlos ist ihre Seele, wie ihr Volk, seit es die Stätten an den Nordamsern verließ.

Aber der Frühling ist da, der Frühling überkommt Litauen mit Wärme, Bärtlichkeit und Blumen. Boller Wünsche und Verlangen ist die Luft — die Vögel flöten es in den Abend und die jungen Wiesen duften es in den Morgen. . . . In Kampf und Irre geht Hindes Seele, — wie ihr Volk, das vierzig Jahre durch die Wüste irrte.

Eigene und fremde Wünsche umschwirren und verfolgen sie, bleiben ihr auf den Fersen — heiser wie eine deutlichere, klärende Meute: nirgends ist Zukunft! — Hinde heißt sie.

Vermischtes.

* Wie Friedrich Wilhelm I. die Trauerkleidung einschränkte. Unter dem Zwange des herrschenden Stoffmangels wird jetzt auch von den Behörden eine Einschränkung der äußeren Kennzeichnung der Trauer, der schwarzen Bekleidung, empfohlen. Zweifellos bleibt bei vielen diese äußere Kennzeichnung auch nur eine Heuchelei, während andere mit hellem Gewand dennoch tiefste Trauer um den Verstorbenen im Herzen tragen können. Sollte auch die Trauerkleidung amtlich geregelt werden, so wäre das nicht die erste Reglementierung dieser Art. Eine der letztamten Trauerkleiderordnungen, die wohl je da waren, läßt Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1739 ein. Der überhandnehmende Pomp auch bei Beerdigungen veranlaßte ihn zu dieser wahrhaft drastischen Maßregel. Nur verstorbene Kinder unter 12 Jahren durfte überhaupt keine Trauer angelegt werden, bei älteren Kindern war ein Vierteljahr als längste Trauerzeit vorgeschrieben, und allein bei Erwachsenen war es gestattet, sechs Monate lang in Trauerkleidern zu gehen. Nur wenn es sich um ganz nahe Verwandte handelte, durften die Karossen schwarze Draperien tragen und die Trauerräume schwarz ausgeklagen werden. Auch der König selber wollte von diesem Trauerreglement nicht ausgenommen sein. Er bestimmte sogar ausdrücklich, daß die Diener und Lakaien nach seinem Tode keine neuen Trauersachen, sondern nur einen Flor um die Hüfte tragen durften. Diese vom König selber gegebene Vorschrift wurde auch pietätvoll innegehalten.

* Die Kugel im Herzen. Die Zahl der merkwürdigen Herzschüsse wird jetzt um einen sonderbaren Fall vermehrt, den B. Ascoli in einem italienischen medizinischen Fachblatt erzählt. Ein italienischer Soldat erhielt am 18. Juli 1915 in einem Schützengraben bei Podgora eine Schußverletzung durch eine Schrapnellkugel, die in die linke Rückenleiste eindrang. Der Verwundete wurde nach mehrfacher Untersuchung in das Hauptlazarett von Pavia gebracht, und am 1. August stellte man durch radiographische Auf-

nahme fest, daß ein kleines Projektil im Körper verblieben war. Blödig nahmen die Schmerzen des Patienten zu, und er mußte völlig untrakt liegen. Am 1. September wurde eine neue Radiumdurchleuchtung vorgenommen, und das Projektil schien verschwunden. Nach langen Untersuchungen stellte man fest, daß es sich mitten im Herzen befand, und zwar in der rechten Klappe. Es war, begünstigt durch die Lage des Patienten, durch eine Wunde dahin gelangt, und von nun ab erhobte sich der Soldat sehr schnell, er konnte bald darauf entlassen werden und hat seitdem niemals mehr die geringste Belästigung verspürt.

Bücherliß.

— Die Eroberung von Riga, dieses aufsehenerregende Ereignis auf dem Kriegsschauplatz mit seiner weit ausstrahlenden Bedeutung, findet von einem wohlunterrichteten Teilnehmer in den sieben erschienenen Heften 151—154 von Bong's illustrierter Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, wöchentl. ein Heft zum Preise von 35 Pfennig) eine entsprechend ausführliche Würdigung. Weitere reich mit Bildern geschmückte Artikel, wie „Das Schlachtfeld in Flandern“, „Mit den Rabely über den Fluß“, „Gasgranaten“, „Gefechtslärm“, „Die Bedeutung des Waldes im Stellungskriege“, „Der Klappenplan“, „Gefangenensfürsorge in deutschen Lagern“ und andere mehr, bieten ein sehr anschauliches Bild vom Leben vor und hinter der Front. In der eigentlichen Kriegsgeschichte erhalten wir die Fortsetzung der Schilderungen der hunderttägigen Kämpfe im Mai 1917 an der französischen Front. Was bedarf es hier viel der Empfehlung, wenn wir mitteilen können, daß der bekannte Militärhistoriker Wilhelm von Maffow diese Darstellung verfaßt. Aus der gleichen Feder stammt die Fortsetzung: Die englisch-französische Sommer-Offensive 1917. Hier wird eine glänzende Schilderung der Großkampftage im Wytschaetebogen und bei Messines geboten. Viel zur Erklärung des Wertes beizutragende Karten, Pläne und Schlachtenbilder unserer Kriegsmaler, Augenzeugen der Kämpfe, sind eine gewiß sehr willkommene Gabe für den Leser. Von besonders vornehmer Wirkung ist die Kunstbeilage in Kupferdruck, die den jungen Kaiser Karl von Oesterreich nach einer neuen Aufnahme darstellt. Farbige und schwarze Bilder des bekannten Kriegsmalers Martin Frost, „Dauverbandsplatz in der Linie von Doubaeque“ und solche von Prof. Ungewitter, „Abwehr eines englischen Tanks in Flandern“, dem Kriegsmaler Zimmer, „Deutsche Sturmtruppen bringen am Böhlberg in das zerichossene französische Volkswort ein“, schmücken diese neuen Hefte und zeigen erneut, daß alles aufgeboten worden ist, um den alten Ruhm von Bong's illustrierter Kriegsgeschichte, die wertvollste schamanische und volkstümliche Darstellung des Weltkrieges zu sein, nach jeder Weise aufrecht zu erhalten.

— Den ganzen italienischen Kriegsschauplatz von der Schweizer Grenze bis Triest zeigt in dem großen einheitlichen Maßstabe 1:350 000 eine neue Erscheinung des Verlages G. Freytag & Berndt (Wien). G. Freytags Karten der Tiroler, Kärntner und Nonzofront 1:350 000, Preis 2,50 = 1,60 Mark (mit Postzusendung R. 2,60 = 1,70 Mark), bieten in einem Umschlage zwei Karten: Südtirol mit dem angrenzenden italienischen Gebiet bis Venedig — Mantua (55—80 Zentimeter groß) und die Kärntner und Nonzofront (40:55 Zentimeter groß). Beide Karten enthalten zahlreiche Namen und viele Einzelheiten, sind in 6 Farben schön und übersichtlich ausgeführt und schließen genau aneinander an. Auf Wunsch ist auch jede der beiden Karten allein in einem Umschlage zu haben, und zwar die Tiroler Front für R. 1,50 = 1 Mark (mit Postzusendung R. 1,60 = 1,10 Mark), die Kärntner- und Nonzofront für R. 1 = 0,60 Mark (mit Postzusendung R. 1,10 = 0,70 Mark).

— In dem im Kunstverlag „Bild und Karte“, Leipzig, soeben erschienenen Buch „Unsere Luftwaffe im Weltkrieg“ II. Folge, herausgegeben von Oberleutnant O. Daenbrück, Preis 2 Mark —, unternehmen es die Autoren — meist Fliegeroffiziere und Führer von Luftschiffen — den Leser in anschaulicher Weise mit den Einrichtungen und Fortschritten unserer Luftwaffe bekannt zu machen, so daß sich ihm ein grandioses Bild unseres gesamten Luftkriegswesens entrollt. Bei der steigenden Wichtigkeit unserer Luftwaffe in den bevorstehenden Entscheidungskämpfen wird das mit Bildern reich geschmückte und sparsam geschriebene Buch allgemeinem Interesse begegnen und besonders auch unter unserer Jugend einen großen Leserkreis finden.

Französischer Scherzrebus.

1 T 00

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Korn ohne Nacht, wird verachtet.